



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Konservativ und liberal. Der Gegensatz von Inhalt und Form zeigt sich in den politischen Verhältnissen viel schärfer, als es sich der Parteitroß bewußt ist. Kein verständiger Mann möchte in einem gut geordneten Staatswesen die Partei vermissen, die ihre Hauptkraft auf die Bewahrung des Hergebrachten richtet, und im Gegensatz zu ihr die andre Partei, die bestrebt ist, auf den gegebenen Grundlagen weiterzubauen und den erworbenen Gedankenkreis weiter auszu dehnen und zu entwickeln. Konservativ und liberal — wenn es gestattet ist, Fremdwörter zu gebrauchen — ist die Welt, seit sich kleinere und größere Verbände über den engen Familienkreis hinaus zusammengefunden haben. Nur die Formen, in denen diese Richtungen zum Ausdruck gelangten, geben der Gegenwart ihr Gepräge. Die politischen Parteibestrebungen sind dauernde Versuche, dem bekannten Inhalt einen Ausdruck zu geben. Gelingt das nicht, so entsteht eine Verwirrung der Geister, die sich erst wieder löst, wenn es an einem bestimmten Zeitpunkt gelungen ist, Inhalt und Form in Übereinstimmung zu bringen. Man redet oft von dem politischen Wandelprozeß einzelner Menschen, während diese doch nur verbindlich für eine ganze Richtung waren. Nicht Disraeli ist von einem Liberalen zu einem Konservativen geworden, sondern Whigs und Tories haben sich umgewandelt, sodaß der Staatsmann, der diese Umwandlung verstand und benutzte, aus liberalem Ursprung später die konservative Führerschaft übernahm. Fürst Bismarck ist vom konservativen Junker ausgegangen und ist später, wenn auch nicht der offene Parteigänger, so doch der thatsächliche Führer des liberalen Bürgertums geworden. Der konservative Inhalt des Staatslebens hatte in den vierziger Jahren einen andern Ausdruck gefunden als in den siebziger und achtziger Jahren des Jahrhunderts, und die liberalen Ideen fanden im Jahre 1848 eine ganz andre Art, zur Erscheinung zu gelangen, als 1866 und 1870. Gegenwärtig findet der alte Gegensatz von konservativ und liberal weniger einen politischen als einen wirtschaftlichen Ausdruck. Was wir aus diesen Vorgängen der geschichtlichen Entwicklung lernen sollten, ist Duldung und Anstand. Nirgend war Fürst Bismarck größer, als wenn ihm ein Wandel seiner Gesinnung vorgeworfen wurde. Mit feinem Spott wußte er die Tadler zu verhöhnen, daß sie so lange Jahre nichts gelernt hätten, während er selbst den Irrtum früherer Jahre anstandslos zugab.

Gefährlich ist es, wenn die Parteiführer, lediglich um die Massen zu gewinnen, eine Form bilden, die sich mehr und mehr von dem Inhalt entfernt. Dann entsteht aus dem Liberalismus die Demokratie, aus dieser die Sozialdemokratie, und von ihr splittert sich der Anarchismus ab. Der Konservatismus wird zur Reaktion, zur Herrschaft weniger besitzender Klassen, der Kampf gegen das Übergewicht des beweglichen Besitzes wird zum Antisemitismus, der Nationalstolz wird zum Rassenhaß. Dann kommt eine Zeit der Verwirrung, der Zersplitterung, der Unzufriedenheit und des Hasses der Volksgenossen gegen einander. Nicht um die Sache wird gekämpft, sondern gegen die Personen. Dann gerät das Vaterland in Gefahr, im Innern zerrissen und gegen das Ausland machtlos zu werden.

In solchen Zeitläuften befindet sich zur Zeit das deutsche Vaterland, dessen Einigung und Macht seit Jahrhunderten ersehnt und in wunderbarer Fügung des Schicksals nach blutigen Kämpfen in kurzem Zeitraum errungen war. Diese Einheit ist eben-

falls gefährdet, wie die Machtstellung. Der Mann, der nach dem Erfahrungsjaß von Carlyle der Welt und der deutschen Nation in den letzten fünf und zwanzig Jahren ihr Gepräge gab, ist von der Leitung zurückgetreten, und in dem Hader um die Berechtigung und Nichtberechtigung dieses Ereignisses vergißt man das deutsche Volk und das deutsche Reich. Es ist Zeit, daß sich die Führer wieder daran erinnern, wenn sie nicht die Verantwortung auf sich laden wollen, daß sie das Werk dieses großen Mannes zerstören. Es ist Zeit, daß sich die Kräfte, die auseinandergehen, wieder sammeln, und das ist nicht bloß die Aufgabe der Regierer, sondern auch die der Regierten. Der alte Gegensatz von konservativ und liberal wird immer bestehen bleiben, aber es gilt im Augenblick, die Ausartungen ihrer Form einzudämmen. Schlage jeder an seine Brust; er wird das *Mea culpa* leicht finden, und mit der Erkenntnis wird auch die Besserung eintreten.

Ein hervorragender Publizist. Seitdem der in Hamburg erscheinende „Zuschauer“ aus einer „Monatschrift für Kunst, Litteratur, Kritik und Antikritik“ zu einer „Halbmonatschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben“ geworden ist, bringt er „aus der Feder eines hervorragenden Publizisten“ auch politische Aufsätze, die „sich keiner der bestehenden Parteien anschließen, sondern auf durch= aus unabhängigem Boden (!) stehen.“ Hier ein Proböchen dieser Unparteilichkeit aus einer Jeremiade „Talbots“ (2. Heft 1894) über den „Gewaltmenschen und unumschränkten (!) kaiserlichen Diener“ Bismarck. „Sein breitspuriger, banaler (!) Realismus und die damit zusammenhängende Verachtung aller rein ideellen (!) Bestrebungen, die ihn freilich nicht hinderte, bei passender Gelegenheit die klangvollsten idealen (!) Phrasen zu dreschen: das alles zeigt sich potenziert (!) in jenen chauvinistischen Kraftmeiern und Bierhelden, die als »gebildeter« Janhagel das Leben in Deutschland für zwei Jahrzehnte nahezu unerträglich machten. In der Glanz= und Blütezeit des bismarckischen Deutschtums wurden die rüdeste (!) Verachtung der Kunst und krasseste Unbildung in künstlerischen Dingen, die niedelste Verhöhnung und Mißhandlung des politischen Gegners, der possenhafteste Franzosenhaß und die hündisch ergebnislose gefinnungslose Loyalität die Kriterien (!) eines »echten deutschen Mannes.« Ein Kampf gegen diese Ausschreitungen des Nationalismus war lange vergebens; denn schon die leiseste Reaktion (!) gegen dieses widerwärtige Prozedentum trug ihrem Urheber den Vorwurf undeutscher, »reichs= feindlicher« Gesinnung, unter Umständen Beschimpfung und gesellschaftliche Achtung ein.“

Man muß im Zweifel sein, wer mehr zu verachten ist: Bismarck der Phrasen= drescher oder die Deutschen, die unter seinem Einfluß so ausarteten, daß jahr= zehntelang der Aufenthalt bei ihnen dem aufgeklärten und humanen Talbot gänzlich verleidet wurde. Jedenfalls werden unsere Leser mit Entsetzen erkennen, welchen Mißgriff der Kaiser gethan hat, als er sich mit einem Manne ausöhnte, der Deutschland auf eine solche Stufe der Barbarei herabzog. Der Wahnsinn des „hervorragenden Publizisten“ ist auch der Redaktion zu stark gewesen. Sie erklärt in einer Anmerkung: „Mit der Auffassung des Verfassers von Bismarck kann die Redaktion in ihrer Gesamtheit (!) sich nicht einverstanden erklären.“ Was soll das heißen? Wenn die Redaktion in ihrer Gesamtheit anderer Ansicht ist, wozu druckt sie dann den Unsinn ab? Oder sollen die Worte sagen, daß nur einige, nicht alle Redakteure Talbots Meinung teilen? Das kann dem Publikum gleichgültig sein. Einen dritten Sinn aber wagen wir bei dem ausgebildeten Gefühl des Zuschauers für Sprachrichtigkeit nicht anzunehmen.

Polnischer Adel. Soeben ist das erste Heft eines Adreßbuches des gesamten deutschen Adels erschienen; die übrigen vierzehn Hefte sollen „mit thunlichster Beschleunigung“ ausgegeben werden, sodaß das ganze Werk am Schlusse dieses Jahres vollständig vorliegen wird. Der Herausgeber beklagt sich, daß er nicht überall freundliches Entgegenkommen gefunden habe, meint aber trotzdem ein Material zu bieten von einer Vollständigkeit und Richtigkeit, wie es noch nicht vorgelegen habe. Das Buch ist denn auch in der That interessant, aber vielleicht weniger für den Edelmann als für den Kulturhistoriker, denn man kann daraus sehen, in welchen Berufsclassen der Adel gegenwärtig am meisten vertreten ist. Das erste Heft enthält die Provinzen Ostpreußen und Westpreußen. Wir greifen eine Stadt, etwa Preußisch-Stargard, heraus. Rechnen wir dort die aktiven Offiziere der Garnison ab, so finden wir unter den 7200 Bewohnern der Stadt 29 selbständige adliche Personen, von denen die meisten dem dienenden oder dem arbeitenden Stande angehören. Fast alle dieser Adlichen führen einen polnischen Namen. Ähnliche Zahlen und Berufskreise finden sich bei dem polnischen Adel in allen westpreussischen Städten, überall ist der adliche Arbeiterstand stark vertreten. Ja es giebt nach diesem Adelsbuch in Westpreußen ganze Dörfer, die nur aus polnischen Edelleuten bestehen. So zählt man in dem Dorfe Glišno bei Neckow nicht weniger als zwanzig adliche Bauern, die mit ihren Angehörigen die Gemeinde bilden. In der Provinz Posen sind diese Zahlen noch auffälliger. Da können wir uns freilich nicht wundern, wenn der alte deutsche Adel diesem Unternehmen nicht freundlich entgegenkommt; denn er wird wenig Lust verspüren, sich mit dem polnischen unterschiedslos in einem Adelsbuch vermischen zu lassen. Wir fragen uns, welchen Zweck hat dieses Adreßbuch, in das alle adlichen Handwerker, Kommis, Dienstmädchen, Kinderfrauen, Wagenschmierer und Tagelöhner aufgenommen sind? Der Geschäftsmann kann doch mit dieser Gesellschaft nichts anfangen, und selbst dem wildesten Adelsfanatiker kann es doch kein Vergnügen machen, vor Deutschlands Augen in Reih und Glied mit Tagelöhnern und Arbeitsfrauen aufzumarschieren. Wäre es aber nicht an der Zeit, die polnischen Adlichen einmal von Amts wegen zu veranlassen, sich über die Rechtmäßigkeit ihres Adelsprädikats auszuweisen? Eine solche amtliche Untersuchung geschieht, soviel wir wissen, nur dann, wenn ein Adlicher Offizier werden will; manchem ist dabei das Wörtchen „von“ schon weggestrichen worden. Eine kleine Treibjagd auf dieses oft erschlichne Wörtchen wäre in unsern polnischen Provinzen zu wünschen.

Archemoros. Es giebt Schriftsteller, die sich nicht rezensiren lassen, von denen das getreuste Referat kein Bild giebt, und auf die sich nur hinweisen läßt, weil in ihren Büchern etwas lebt, was nicht gut in die Prosa eines Berichts umgeschrieben werden kann. Zu diesen Büchern gehören Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse (zweite Auflage, Basel, N. Reich, 1893) und Am Wege und abseits von Hermann Defer (ebendasselbst, 1894). Man möchte dem Leser ohne viel Aufwand von Worten einen Aufschluß über das Wesen und den Grundton dieser Bücher geben, aber indem man nach einem erschöpfenden, bezeichnenden Worte für die Eigentümlichkeit und den milden Zauber dieser kleinen Lebensbilder und Betrachtungen sucht, steht der Verfasser selbst mit warnend erhobnem Finger hinter uns, wir beherzigen zwei Abschnitte aus den Laienpredigten, die den gemeinsamen Titel „Der Sprung in der Fensterscheibe“ führen, die Abschnitte, die von „Entwerteten Worten“ und „Blauen Begriffen“ handeln und die auch wahrlich beherzigenswert sind. So geht

es also nicht, und mit einer Auseinandersetzung über den Standpunkt des Verfassers, der ein gläubiges und ein frisch poetisches Gemüt zugleich ist, gehts auch nicht. Wollen wir aber einen Abschnitt zur Selbstcharakteristik herausgreifen, so flüstert es beinahe aus jeder der kurzen sinnvollen Erzählungen und aus jeder der ersten Mahnungen, die sich anschließen: Nimm mich, nimm mich! Und es ist wahr, daß in jeder ein Klang ist, der aus dem Herzenskern des Verfassers heraufzutönen scheint. Fast überall findet sich ein Ausspruch, von dem man beim Lesen und Vergleichen meint, daß er als Motto über beiden Sammlungen stehen könnte. Mehr auf gut Glück, als nach sorgfältiger Wahl greifen wir aus dem zweiten Buche folgenden kleinen Aufsatz heraus, der „Von Gottes Hand ergriffen“ überschrieben ist:

„Als ich jung war, ermahnet ihr mich, Gottes Offenbarung vor allem in der Bibel zu sehen und zu verehren, dann aber auch in der Natur den sich offenbarenden Gott mit seinen tiefen, herrlichen Augen aus dem Dämmer der Wälder, aus dem Kelche der Blumen, aus der Tiefe schweigender Wasser herauszuschauen zu sehen, und als ich im Alter ein wenig voranschritt, da fügten ihr hinzu, Gott offenbare sich auch in den Menschen. Eure Lehre ward Leben in mir. Und nun, da ich Thomas Carlyle als einen Prediger Gottes empfinde, wie den Apostel Paulus, und Gottes liebe, warme und tröstende Stimme in Worten Goethes zu mir spricht, da seid ihr außer euch und tadelt mich bitter und nennt mich einen Ungläubigen? Also war es euch nicht ernst um die Gewißheit, daß Gott sich allenthalben offenbare, und daß sein Geist von Zeitalter zu Zeitalter in Einzelnen, Herrlichern sich vertraulicher, liebevoller und schöpferischer niederlasse? Also ist das Schneeglöckchen, das vorhin im Schnee aufsproßte, eben blüht und gleich nachher welk in das braune Laub des vorigen Jahres zurücksinken wird, euch ein Wort Gottes, das recht zu verstehen ihr die Kinder anleitet, aber Goethes »Grenzen der Menschheit« ist euch nur eine Ode in freien Rhythmen, ein Stück Litteratur und das Werk eines Mannes, bei dem ihr vergeßt, daß ihr Menschen, Irrende seid und bleiben werdet, wie er nach eurer ja richtigen Kenntnis ein irrender Mensch war? Ich aber danke euch, daß ihr mich Gott in allem sehen liebt, da ich jung und bildsam war, und erst wartet, da es zu spät war. Seht, wozu ihr mich bildetet! Oben im Gebirge in schönen Herbsttagen las ich ein Schauspiel, Björnsterne Björnsons »Handschuh,« und als ich ergriffen das kleine Buch durchgelesen hatte, ging ich bewegt hinaus über grüne Felder und durch Heidegestrüpp nach dem Bergwald, von allem Außern unberührt und nur in den Entscheidungen jenes Stückes gegenwärtig, ich breitete die Arme aus und hob die rechte Hand empor und sagte: »O Gott, ich fasse deine Hand, du hast sie mir durch das Buch entgegengestreckt.« Nie vorher war ich frömmer, mächtiger, religiös innerlicher ergriffen gewesen, als damals, da ich den Handschuh zum erstenmale las.“

Das ist so schön, wie es wahr ist. Und doch, nun es dasteht, empfinden wir wohl, daß es nur eine Seite dieser Bücher erhellt. Die andre, die den Verfasser als einen sinnigen Beobachter von hundert verborgnen, meist lichten und herzgewinnenden Einzelheiten unsers Lebens zeigt, tritt am deutlichsten in den Lebensbildern des „Herrn Archemoros“ hervor. „Herr Ribiz,“ „Imponderabilien,“ „Barometrische Studien,“ „Wie Herr Philippus entdeckt, daß Ludwig zweifarbig Augen hat,“ „Herr Echternacher,“ „Der Zerstreute,“ „Ein Sonett“ aus dem erstgenannten, „Helianthus,“ „Sein Weihnachtsabend“ und „Ein Heimchen am Herde“ aus dem zweiten Buche („Am Wege und abseits“), das sind solche Lebensbilder, deren feine Zeichnung nicht minder entzückt, als das sonnige Licht, das aus der Seele des Verfassers darüberströmt. In den „Laienpredigten über allerlei Christen“

finden wir noch ein paar besonders köstliche Skizzen dieser Art, die sich ausnehmen wie ausgeführte Köpfe zwischen leichten Arabesken, z. B. „Gaslichtchristen“ und „Puppengestelle.“

Bei aller tiefem Teilnahme, die Desfers Beobachtungen, Stimmungen und Reflexionen erwecken, geht es uns wie seinem Herrn Echternacher, wir sind froh, daß die Positiven, die „wohlmeinend Erhaltenden,“ so wenig Macht haben, das Leben zu vergewaltigen, und so viel Macht, es zu erquickern, zu trösten, still zu erheben. Nur daß wir zugleich wünschen, daß auch den „wohlmeinend Auflösenden“ die Fähigkeit und Freiheit zur Vergewaltigung stark beschränkt würde, damit sie zu Tage bringen können, was etwa in ihnen ist. Denn davon sieht man schon lange nichts mehr. Dem Verfasser werden wir jederzeit gern und mit der Empfindung wiederbegegnen, daß er zu denen gehört, die lieber daheim bleiben, wenn sie uns nichts zu sagen haben. Was er bis jetzt gesagt hat, sollte niemand ungehört lassen, der für schlichte und doch reiche Lebensäußerungen einer suchenden Seele empfänglich ist.

Ein lustiges Buch. Viele Leute haben mit ihren Prophezeiungen großes Pech, und ganz besonders die, die sich selbst eine ruhmvolle Zukunft oder gar Unsterblichkeit voraussagen. Aber einer hat doch Recht behalten. Es ist das ein Herr aus Benufia. Seine Hoffnungen auf lange dauernden Nachruhm sind sogar weit übertroffen worden, denn es ist schon lange her, daß der letzte Pontifex mit der letzten Vestalin die Stufen zum Kapitol hinaufschritt, und immer noch blüht und grünt der Lorbeer des Quintus Horatius Flaccus.

Vorkäufig sind ja glücklicherweise unsre Gymnasien noch nicht soweit „reformirt,“ daß sie auch die lateinischen Dichter zu dem übrigen legen, das zu Gunsten der Bauchwelle, des Zeichnens und der Physik geopfert wird. Aber es haben auch viele Leute, die kein Latein gelernt haben, den Wunsch, Roms größten Dichter kennen zu lernen. Diese Leute müssen sich natürlich der Übersetzungen bedienen, und es muß zugegeben werden, daß gute, das heißt geschmackvolle und pietätvolle Horazübersezungen vorhanden sind. Aber die ungeeignetsten Leute, denen man Horazübersezungen widmen kann, sind doch sicherlich die Primaner unsrer Gymnasien, wenn auch Menge in diesem Punkte anderer Ansicht ist. Dagegen dürfte es sich wohl empfehlen, allen Primanern das Büchlein Horazübersezungen anzuvertrauen, dem diese Zeilen gewidmet sind, und zwar — zum Abgewöhnen! Ich glaube, ein Primaner, der dieses Buch in die Hand bekommt, empfängt dadurch einen so frommen Schauder, daß er sogar seinen „Freund“ sofort ins Feuer wirft. Und dabei hat Hermann Stegemann, wie er auf dem Titelblatte sagt, des Horatius schönste Lieder der Antike entrückt und verdeutschte zu Nutz und Frommen der Poesie. (Berlin, Schriftstellergenossenschaft, 1893.)

Er hat sie wirklich zum großen Teil erwischt, des Horatius schönste Lieder, glücklicherweise nicht alle, und auch der „Antike“ hat er sie gründlich entrückt. Geteert und gefedert hat er den Dichter, und dieser Unthat rühmt er sich noch in der Vorrede in seinem wunderlichen Deutsch: „Laßt mir auf ein Stündlein den Dichter, sagt er, auf daß ich versuche, die Formen zu zerschlagen und den Inhalt zu beleben.“

Herr Stegemann hat Unglück gehabt mit dem Lehrer, bei dem er seinerzeit den Horaz las. Das wird jeder glauben, der an den Übersetzungen erkennt, wie wenig der Verfasser von Horaz gelernt hat. Trotzdem hat Herr Stegemann nicht das Recht, zu behaupten, daß alle Schüler bei der Lektüre des Horaz gemartert

würden, und daß sie sich „vergebens bemühten, die Oden, diese Fallgruben für ihr grammatisches Wissen, als Gedichte zu erkennen.“ Er hat auch kein Recht, den Gymnasiallehrern summarisch die Fähigkeit abzuspochen, den Horaz zu erklären. Für mich sind die Horazstunden die schönsten und leuchtendsten Erinnerungen aus meiner Schulzeit. Und wenn das Glück, das mir beschieden war, auch nicht jedem zu teil wird, zum Lehrer im Horaz einen ganz außergewöhnlich begabten Mann zu haben, von feinsten Bildung, von innigem Gefühl für die Schönheit der Dichtungen, und dazu einen liebenswürdigen und heitern Mann, so hat doch der Horazunterricht in Prima bei Tausenden bewirkt, daß das einzige Schulbuch, das sie auch im spätern Leben zuweilen noch aufschlagen, eben der Horaz ist. Das alles aber glaubt Herr Stegemann nicht, er dichtet ihn nach, den Horaz, „zu Nutz und Frommen der Pösie.“

Das Buch beginnt mit der Ode IV, 3. Die Überschrift lautet: „An die Poesie. Sonett.“ Und es ist wirklich so nett! Die Poesie — Herr Stegemann ist ganz vernarrt in die „Poesie,“ der er als dem ewig Unerreichbaren nachjagt —, die Poesie begnügt sich nicht damit, den Dichter mit einweihendem Lächeln zu sehen, sondern sie hat „ihn geküßt in heiliger Wiegenstunde.“ Dann braucht der Verfasser sofort einen Reim auf „rauschen.“ Aber woher nehmen? Tauschen und lauschen steht schon in den vorhergehenden Versen. Halt! Er hats! Er läßt — reim dich oder ich freß dich — die Duellen „plauschen.“ In II, 10 läßt er seine „armen Wünsche stauen,“ ohne zu verraten, was das bedeuten soll, während er zu I, 22 die große Neuigkeit verkündet, daß diese Ode von Horaz gar nicht traurig, sondern heiter und übermütig gemeint sei. Heiter ist aber auch die Übersetzung, denn, abgesehen von dem ersten Vers „wem Unschuld einst Gevatter stand“ für *integer vitae scelerisque purus*, ist es doch sehr nett und ein Zeichen großer Intimität, daß der Dichter „ging, zu preisen meiner Liebsten Schloß(!) im grünen Felderring.“ Welch origineller Reim! In III, 21 besingt er den „Wein, in jenem Herbst gegohren, da ich in Wiege und Linnen sank.“ Leider war nur Horaz gar nicht im Herbst geboren, sondern in dem entschiedensten Wintermonat.

So geht es weiter. „Frau Sorge wendet Stab und Rücken,“ die Becher „lehnen Herz an Herzen, bis müd vertropfen Glas(!) und Kerzen“ — so schmerzhaft heiß war es damals, daß sogar das Glas „vertropfte!“ und so vertropft auch „müd“ das herrliche Gedicht. Die Trinkangelegenheiten sind überhaupt nicht Herrn Stegemanns Stärke. So hat er auch I, 38 gar nicht verstanden. „Ein seidnes Tisch Tuch bringt keinen Gewinn,“ sagt er, indem er *Persici apparatus* für ein solches hält. Dafür verrät er in derselben Ode eine wichtige, wenn auch recht traurige Entdeckung: Horaz war nämlich blind, wie Homer! „Wozu die Rosen, liebes Kind, der Weinfrug duftet, und ich bin blind.“ Auch III, 19 wird dem „Dichter“ — so nennt sich Herr Stegemann in der Einleitung stolz bescheiden — zum Fallstrick. Dort benimmt sich der eine Becher sehr unfein und inkommensmäßig, denn: „schon perlt der Wein in goldnem Fall aus der entforchten Kehle,“ und dabei sagt der Verfasser auch noch: „das klingt so rein und silberfein.“ Wahrscheinlich klingt ihm der Schluß, den er der Ode I, 27 giebt, auch so rein und silberfein. Die lautet nämlich: „Ach, Herr Bruder, keiner Bettel Zaubertränklein giebt euch Kraft, erst wenn eure Guldenzettel(!) sie erwarb in süßem(!) Bettel, endet eure Haft.“ Wie zart!

So säubert und „belebt“ Herr Stegemann den Horaz; aber dem armen Lycidas zieht er Unterröcke an, mit Rücksicht auf § 175 des deutschen Strafgesetzbuchs, und er rühmt sich dieser Veredlung in einer besondern Anmerkung. „Den

Frohbesitz im Lebensabendbrot" (!) wünscht er sich in I, 31, und den Frühling schildert er in I, 4 folgendermaßen: „Die Almenglocken klingen, der Pflüger mist (!) (mistet?) das Feld, jetzt werden die Tristen nimmer mit Silberreif bestellt.“

Ja, so ist Herr Stegemann. Nichts ist ihm heilig, nicht einmal die Ode, von der Julius Cäsar Scaliger sagte, er wolle lieber ihr Verfasser sein, als König von Arragonien. Auch dieser hat er, wie er in der Vorrede sagt, „neue Lichter aufgesetzt.“ Aber sie leuchten nicht, diese neuen Lichter, sondern sie „vertropfen müd.“ Es müßte denn gerade das ein neues Licht sein: „Heute bog in heißem Werben einer andern ich das Knie.“ Es ist aber doch sehr unfein, einer jungen Dame das Knie zu „biegen,“ und eine Rede läßt sich das auch nicht gefallen. Schrecklich schön ist der letzte Vers. Er besteht „zu Nutz und Frommen der Poesie“ aus lauter einsilbigen Wörtern: „Dir ich all mein Hab und Gut“ — so heißt er!

Doch Ende gut, alles gut. Ein Gedicht hat es Herrn Stegemann besonders angethan; aber er fand es, wie er hervorhebt, so unmodern an Inhalt und Form, besonders wegen des schrecklichen Namens Neobule, daß er es vollständig „umdichten“ mußte. Hier ist es:

Ich sitze und spinne,  
Die Liebe lockt,  
Ich träume und sinne,  
Die Spule stockt.  
Nun reißt mir das Fädchen,  
Der Oheim brummt,  
Ich armes Mädchen  
Bin schüchtern verstummt.  
Und in meine Träume  
Wie eitel Spott  
Leis rauschen die Däume:  
Grüß Gott, grüß Gott!  
So sprach er vor Zeiten  
Mein Liebster gut,  
Als heiß wir uns freiten  
In nächtlicher Hut.  
Er ist im Walde  
Ein Jägersmann;  
Die stürzende Halde  
Klimmt er hinan.  
Und sitz ich in Schmerzen  
Und klingt mir das Ohr,  
So mücht ich ihn herzen  
Wie niemals zuvor.

Wir machen es nicht so, wie „der Liebste gut,“ der, als er „heiß“ freite, nichts passenderes zu sagen wußte als: „Grüß Gott, grüß Gott!“ Wir sagen nicht „Grüß Gott!“ zu dem Büchlein, sondern Ahe! Ahe! auf Nimmerwiederseh'n!



## Litteratur

Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt von Alfred Biese.  
Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1893

Der Verfasser dieses wertvollen Buches versteht unter dem Metaphorischen die Einheit, die hinter Körper und Geist steht, und die verwirklicht ist im Menschen,